

Ist das Zen oder Zauberei?

Die erste Lektüre Hermann Hesses ist wie der Sprung auf ein ablegendes Schiff, das nie in den Heimathafen zurückkehren wird, und das heißt „Eigenes Leben“

Von Michael Kleeberg

Zugegeben, ich streite mich gern und wähne, um es thomasmannsch auszudrücken, Menschen, die sich meinen Ansichten verschließen, in der Fehllage. Dies vorausgeschickt, habe ich immer gefunden, dass die Nennung des Namens Hermann Hesse ein perfekter Lackmuestest ist, um Selbstdenken von Dummköpfen zu scheiden, die sich mit den Ansichten anderer als Distinktionswaffen im Eitelkeits-Darwinismus des Kulturbetriebs zu positionieren suchen.

Und diese Ansichten über Hesse stammen seit Jahrzehnten bevorzugt von Zwergen, die gar nicht bemerken, welch komischer Anblick es ist, wenn sie weit ausholend dem Jahrhundertschriftsteller Dreck gegen die Hosenaufschläge werfen mit ihren Schäufelchen, auf denen solche Etiketten kleben wie „Kitsch“, „Esoterik“, „Epigonentum“ oder „Weltflucht“. Stellvertretend für all die Akrobaten der Häme, die einen Künstler von oben herab ansprechen wollen, dem sie nicht mal bis zum Knie reichen, sei der fatale „Spiegel“-Artikel von 1957 erwähnt, betitelt „Im Gemüsegarten“, ein Schulbeispiel verlogener Denunziationsjournalismus, der aber vielen sich als intellektuelle Verstehenden lange Zeit das (feuchte) Pulver für ihre Hesse-Verachtung geliefert hat.

Doch auch geistig normal- oder sogar hochgewachsene Menschen schätzen Hesse oft gering, auch wenn sie auf Nachfrage zugeben müssen, vieles von ihm gar nicht und anderes seit ihrer Jugend nicht mehr gelesen zu haben. Aber, sagen sie dann, wurde er nicht der „Autor des individuellen Katzenjammers“ genannt, sah Benn nicht einen „durchschnittlichen Ehe- und Innerlichkeitsromancier“ in ihm, oder bemerkte Musil nicht, perfide und neidisch wie immer,

Acton zu reden, „a partisan of sinking ships“ sein, um Hesse verteidigen zu wollen. Nur findet ein solcher Freund und Bewunderer sinkender Schiffe ja gar nicht, dass sie in Seenot seien. Er sieht das dialektische: „Versinke denn, ich könnt' auch sagen, steige. S'ist einerlei.“ Und wem das nicht einsichtig ist, den wird vielleicht auch noch die Todesstunde neuen Erkenntnissen öffnen. Wohl dann also, das Hesse-Liebhaber-Orchester spielt, bis die Wellen über allem zusammenschlagen.

Ein Lackmuestest

Und wann wäre ein passenderer Moment dazu als jetzt, wo anlässlich seines 50. Todestags gleich zwei neue Biographien sich zu dem stattlichen Konvolut bereits vorhandener Lebenszeugnisse gesellen?

Will man beschreiben, worin genau Hesses oft übersehene Sprachkunst liegt, so beginnt man am besten mit dem Brief einer jungen schwäbischen Leserin, der ihm, glaube ich, in den fünfziger Jahren zugeht und in dem es in etwa heißt: „Was so schön isch, des isch, daß bei Ihne immer g'nau da, wo ma schnaufa muß, a Punkt oder a Komma steht.“ Die Simplität seiner Sprache sollte also nicht darüber hinwegtäuschen, dass das kein Zufall war, dass Hesse seine Leser nicht mit ostentativer Virtuosität zu beeindrucken suchte, um damit viele ausgrenzen und wenige sich besonders klug fühlen zu lassen, sondern ein Meister musikalischer Rhythmik und Harmonik.

Ein Beispiel dafür ist seine Erzählung „Kinderseele“, in den letzten Tagen des Jahres 1918 entstanden, kurz nach Kriegsende. Im Bewusstsein, dass alles kaputt war, was seine Existenz im Privaten wie im Öffentlichen ausmachte, setzte er sich an den Schreibtisch und begann mit zwei kurzen Absätzen, ab-

ton in der ersten Hälfte das Wort „leicht“, in der zweiten an denselben Stellen das Wort „nichts“. Das ist stilistische Feinstmechanik, kein Wort dürfte anderswo stehen, sonst griffen die Rädchen des Klangs nicht mehr ineinander.

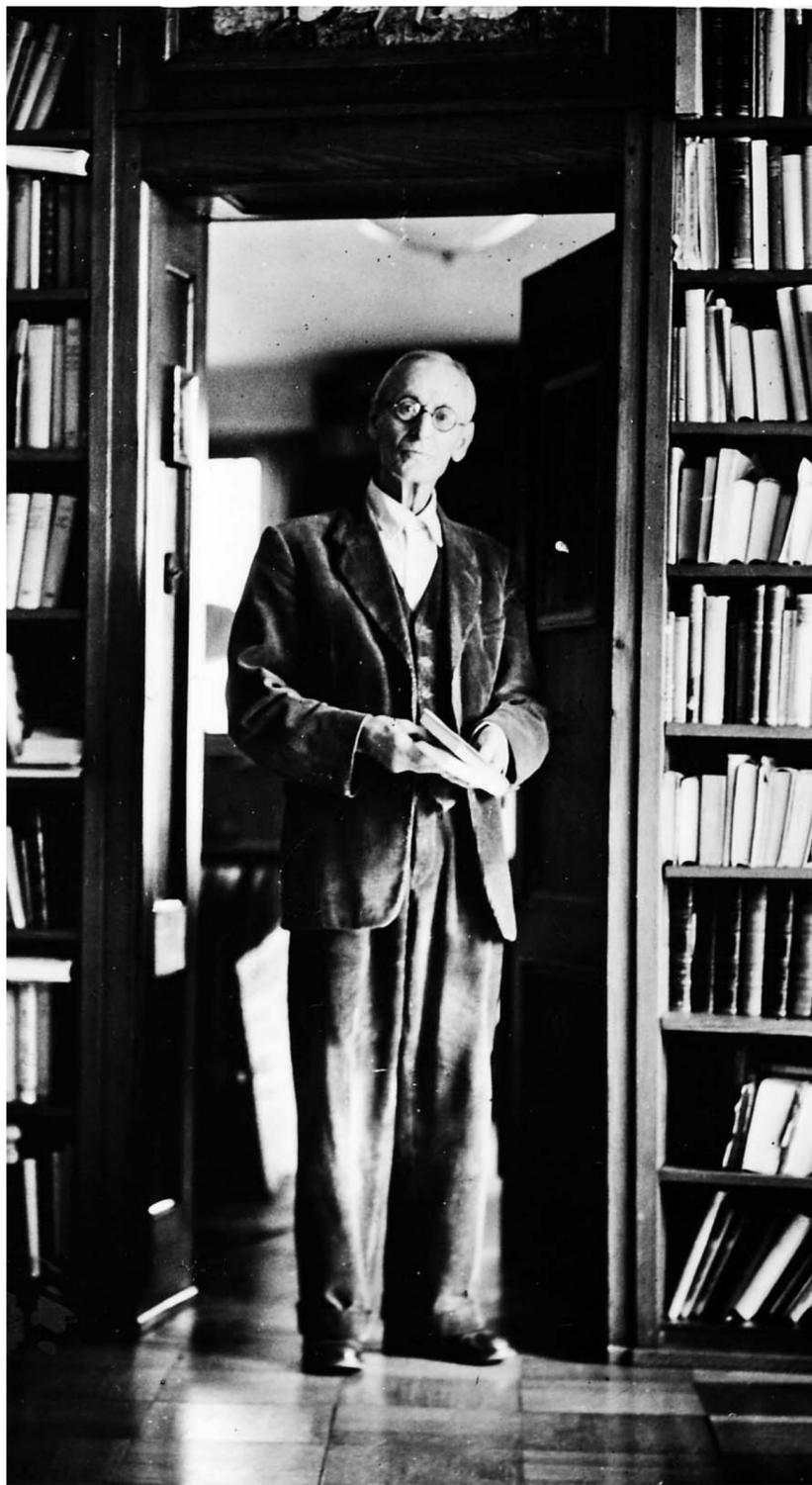
Etwas anderes, was Hesse kann wie kein Zweiter, ist die Beschreibung der ersten Begegnung mit Kunst, der Überwältigung durch Kunst. Was da eigentlich geschieht, wenn ein sensibler junger Mensch plötzlich erschauernd erkennt, was Menschen schaffen können, aber auch welchen Tribut an Leib und Leben das fordert, das ist selten so nachvollziehbar dargestellt worden wie in der Passage von „Narziss und Goldmund“, als der junge Streuner, vom Madonnenbildnis des Meisters Niklaus angefassen, lernt, was an Begnadung und was an Handwerk und Lebensopfer nötig ist, um dergleichen zu schaffen. Ganz anders, aber genauso unvergesslich die Schilderung, wie der junge Josef Knecht am Harmonium vom alten Meister behutsam und spielerisch in die Welt der Musik geleitet wird.

Die einzige andere literarische Beschreibung dieses epiphanischen Moments, die damit Schritt hält, ist der Moment, in dem der junge Marcel in „Combray“ angesichts der sich bewegenden Türme der Kirche von Martinville sein künstlerisches Erwachen erlebt.

Und dass ich hier Proust nenne, geschieht nicht zufällig. Es gibt erstaunliche Parallelen. Nicht nur ist die erwähnte Erzählung „Kinderseele“ das Psychogramm einer Pubertät, wie es ähnlich exakt und tiefgründig nur Proust zu gestalten vermochte, auch dessen Magie im Heraufrufen der Bilder und Düfte und Perspektiven der Kindheit findet sich in vielen Hesseschen Evokationen wieder, vorzugsweise in den späten Erzählungen, die mehr Vergangenheitsbeschreibungen als Fiktionen sind.

Und dies ist der Moment, einen Appell an Volker Michels zu richten, den großen Hesse-Herausgeber und seinen Hausverlag: Schenken Sie uns eine Sammlung „Späte Prosa!“ Beginnen Sie mit dem Erinnerungstext an seinen verstorbenen Bruder Hans, nehmen Sie die „Beschreibung einer Landschaft“ hinein, vor allem die wunderbaren Geschichten „Der Bettler“ und „Schul Kamerad Martin“, wildern Sie in den „Gedenklätzchen“, und Sie werden uns einen 200-Seiten-Band schenken, der allen Zweiflern und all denen, die glauben, nach dem „Gasperlenspiel“ sei nichts mehr gekommen, schlagend beweisen wird, dass Hesses Prosa nie so vollendet, so schlackenlos, so intensiv, so warm leuchtend wie in seinen letzten Jahren war, dass er auf dem chinesischen Gipfel seiner Kunst angekommen war, wo ein Punkt und eine Linie auf weißem Papier eine ganze Welt erstehen lassen.

Ist das Zen oder ist das Zauberei? Tatsache ist, dass der Erfinder des „Magischen Theaters“ etwas wusste von den verborgenen Kräften, die in einem Wort gebannt sind. Hat eigentlich in all den Poetikvorlesungen, die in Deutschland aus dem Boden sprießen wie Pilze nach dem Regen, jemals jemand über die magischen Aspekte der Literatur und vor allem die Magie von Titeln gesprochen? Ich kenne keinen Schriftsteller, der so viele magisch klingende und verheißungsvolle Buchtitel gefunden hat wie Hesse, und manchmal, wenn ich mich nicht darauf konzentriere, dann empfinde ich es plötzlich wieder, anstatt mich nur daran zu erinnern: dieses überwältigende, lampenfeibrige Gefühl damals gegen Ende der Schulzeit, in der Buchhandlung vor diesen blauen und grünen Suhrkamp-Taschenbüchern zu stehen, deren Titel wie Beschwörungsformeln klangen, wie Zaubersprüche, deren Aufsagen eine Initiation zur Folge haben würde, eine



Hermann Hesse in seinem Haus in Montagnola

Foto Seeger-Press

Reise ins eigene Innere, gefährlich und faszinierend.

Oh, noch einmal siebzehn sein (aber nur dafür) und noch nicht wissen, was sich hinter diesen Titeln verbirgt, von deren Legende man schon hat raunen hören: „Klingsors letzter Sommer“, „Demian“, „Das Gasperlenspiel“, „Narziss und Goldmund“ – und dann eines aufschlagen und sprühen: Damit springst du auf ein ablegendes Schiff, das nie in den Heimathafen zurückkehren wird, und das heißt „Eigenes Leben“, aber wohin es dich tragen wird, das weißt du nicht.

Hinter der Formkulisse

So vieles müsste eine Biographie Hesses, wie ich sie mir wünsche, enthalten. So viele Missverständnisse, Halbwahrheiten und Klischees müsste sie richtigstellen. Beispielsweise über Hesses angeblich fehlenden Humor. Aus den ebenso herzerwärmenden wie herzerfrischenden Erinnerungen von Gunter Böhmer erfährt man nicht nur, dass Hesse viel gelacht hat, sondern auch, dass er offenbar über einen auf seine Umgebung urkomisch wirkenden Deadpan-Humor verfügte, die Gabe, mit unbewegtem Gesicht plötzlich die irrwitzigsten Sätze loszulassen. Böhmer berichtet über einen späten Geburtstag, an dem er den vergrätzten Hesse aufsucht, der all die Glückwunschsbriefe und bunten Bildchen seiner Leserschaft sortiert und auf einmal zwischen zusammengebissenen Zähnen knirscht: „Schon wieder keine Geburtstagskarte von Picasso!“

Es ist auch Böhmer, der von seinem Bauchgrinsen angesichts von Hesses inflationärer Benutzung von Adjektiven wie hold und hübsch spricht. An anderer Stelle antwortet Hesse auf diesen Vorwurf und erklärt: „Der eine Vers, den Sie sich als konventionell angestrichen haben, ist mir gerade lieb. Und bei Eichendorff ist es ja noch

viel auffälliger, wie er sich geradezu hinter einer Formkulisse versteckt, weil das Originellseinwollen ihm so verhaft ist. Auf Eichendorff hin, der mit dem Apparat eines naiven Volkslieds die unglaublichen Dinge sagt, finde ich eure ästhetisch einwandfreien Dichter mit den schönen ungebrauchten Reimen... einfach affig.“

Und damit wären wir auch bei den beiden neuen Biographien, denn dieses augenöffnende Zitat stammt aus dem Buch Deckers. Im Prinzip ist es ein mutiges Unterfangen, im Jahr 2012 eine weitere Lebensbeschreibung vorzulegen, denn es ist ja nicht so, als herrsche ein Mangel daran. Wir haben natürlich Hugo Balls Buch von 1927, wir haben die beiden amerikanischen Biographien von Joseph Mileck und Ralph Freedman, es gibt Gisela Kleines „Zwischen Welt und Zaubergarten“ als Doppelbiographie von Hermann und Ninon Hesse und natürlich Volker Michels wunderschönes „Leben in Bildern und Texten“ sowie seine Anthologie „Hesse in Augenzeugenberichten“. Und diese Liste ist weit davon entfernt, komplett zu sein.

Natürlich ist seit den achtziger Jahren eine Menge neues Studienmaterial dazugekommen, die Gefahr aber liegt in der zeitlichen Entfernung. Muss Hesses Leben und Streben in einer Epoche des postmodernen weltumspannenden Hedonismus (obwohl das globale Gespinner des Web 2.0 der Kritik des „feuilletonistischen Zeitalters“ noch einmal eine ganz ungeahnte Aktualität verleiht) nicht völlig fremd wirken?

Heimo Schwilks Arbeit lesend, habe ich das Gefühl, das Sujet seiner letzten Biographie, Ernst Jünger, habe ihm doch innerlich nähergekommen und ihn stärker herausgefordert als Hesse. Deckers umfangreiches Werk hat mir viel Genuss und Vergnügen bereitet. „Ein hübsches Büchlein“, hätte Hesse mit

besonderer Betonung gesagt. Und das hätte in diesem Fall geheißen: ein akribisches, ehrliches, kein Feld aussparendes, streitbares und kenntnisreiches. Und vor allem getragen von der Überzeugung von Hesses Genus, an der auch die zwischen- und vorgebrachte und durchaus berechtigte Kritik an manchen Aspekten des Werks und des Menschen nichts ändert.

Man soll ein Buch ja nicht danach beurteilen, ob das darin steht, was man selbst erwartet und erhofft, sondern nach seinen eigenen Meriten. Aber „Der Wanderer und sein Schatten“ leuchtet mir auch noch da ein, wo ich persönlich einmal nicht einverstanden bin.

Im Grunde „braucht“ Hesse eine Biographie weniger als andere Schriftsteller, war sein ganzes Werk doch beständige Selbstanalyse, Spiegelung und Prüfung der eigenen Lebenssituation, Gasperlenspiel auf dem Thema der biographischen Konstellationen und magisches Theater seiner individuellen Entwicklung. Und so wird es auch immer Leser geben, die auf jeder Lebensstufe, nicht nur in ihrer erst- und in ihrer Dynamik zwischen Ich und Welt in seinem Werk profitieren. Und es wird auch immer Menschen geben, denen Hesses beständige Infragestellung eines Ankommenkönnens und Angemessenens im Leben ein Graus ist; und die, da man sich nicht selbst dafür geringschätzen mag, dass man irgendwann nicht mehr bereit ist zu Aufbruch und Reise, es Hesse anlassen, dass sie des Lebens Ruf an uns kein Gehör mehr zu schenken vermögen.

Gunnar Decker: „Hermann Hesse: Der Wanderer und sein Schatten. Biographie“. Hanser, 704 Seiten, 26 Euro

Heimo Schwilk: „Hermann Hesse: Das Leben des Gasperlenspielers“. Piper, 432 Seiten, 22,99 Euro

Von Michael Kleeberg, 52, erschien zuletzt der Roman „Das amerikanische Hospiz“.

GERADE RECHT



Scharia

VON VOLKER RIEBLE

Schariatische „Friedensrichter“ wenden islamisches Recht an. Sie schlichten nicht nur Zivilstreitigkeiten, sie „klären“ auch Straftaten, halten Opfer von Strafanzeigen ab oder bewegen sie zur Rücknahme eines Strafantrags, und mitunter sollen Opfer oder Zeugen zu Falschaussagen bewegt worden sein. Die Anwendung deutschen Rechts wird vereitelt. Ein empirisch belastbarer Befund fehlt – gespeist wird die Rechtsstaatsüberfremdung aus Anekdoten.

Friedensrichter üben keine rechtsprechende Gewalt aus. Das könnten sie ohnehin nur dort, wo das deutsche Recht private Schiedsgerichte erlaubt, also in Zivilstreitigkeiten, nicht aber im Straf-, Arbeits- oder Familienrecht. Friedensrichter sind bloße Schlichter, die eine einvernehmliche Streitbeilegung anregen und zwischen den Parteien vermitteln. Das ist rundweg erlaubt: nicht nur im Zivilrecht, ebenso im Strafrecht, im Familienrecht – nahezu überall. Der außergerichtliche Täter-Opfer-Ausgleich zur Bewältigung einer Straftat ist zulässig, auch wenn in der Folge keine Strafanzeige erstattet wird. Eine Anzeigepflicht für begangene Straftaten kennt die Rechtsordnung aus guten Gründen nicht: Bürger sind keine Polizisten, sie dürfen ihre Angelegenheiten auch dort eigenverantwortlich regeln, wo der Staat mit dem Strafrecht droht.

Bei ihrer Konfliktlösung sind die Bürger nicht auf Wertvorstellungen der Rechtsordnung verpflichtet, sie dürfen eigene, auch religiös oder familiär motivierte Konfliktlösungen vorsehen, ja, selbst unverständlichen „Ehrkonzeptionen“ folgen. Dies geschieht auch anderswo, in Adelshäusern, Sportverbänden, Handwerkszünften et cetera. Im Arbeitsleben kommt es vor, dass ein Betriebsratsmitglied eine betriebsinterne Straftat so bereinigt, dass die Justiz nichts erfährt und dennoch und deshalb alle zufrieden sind. Überall ist friedliche „Paralleljustiz“ möglich, können Parallelgesellschaften eigenen Regelungskonzeptionen vom sozialen Frieden in ihrer Gemeinschaft nachgehen. Selbst sittenwidrige Vereinbarungen nimmt die Rechtsordnung im Allgemeinen hin, wenn sie freiwillig erfüllt werden – sie versagt nur Rechtsschutz zu deren Durchsetzung. Rechtliche Grenzen sind erst erreicht, wenn die einvernehmliche Konfliktlösung ihrerseits Straftatbestände erfüllt: Eine „Einwilligung“ des Täters in eine Körperstrafe zum Beispiel ist unwirksam; der Strafvollstrecker begeht eine Körperverletzung.

Zwang zur Einigung über eine Ausgleichszahlung ist Nötigung oder Erpressung. Wird das Opfer durch Druck von der Strafanzeige abgehalten, ist das ebenso Straftat wie die Zwangsverheiratung des Vergewaltigungsopfers mit dem Täter. Im Einzelfall kann es schwierig sein, einen „parallelgesellschaftlichen“ Erwartungsdruck von konkreten Zwangsmitteln abzugrenzen. Die Justiz selbst ist nur mit Blick auf die Aussage- und Wahrheitspflicht desjenigen Zeugen geschützt, den sie hat. Wenn ein Friedensrichter zur Falschaussage anleitet, so ist dies eine Straftat, die man verfolgen kann, wenn man sie beweisen kann.

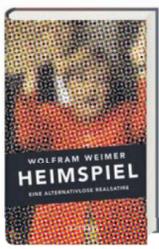
Dass der Wahrheits- und Sanktionsanspruch des Staates beschränkt ist, grenzt unsere Gesellschaft vom totalitären Regime ab. Parallelgesellschaften mit eigenen Konfliktlösungsmodellen nach eigenen Wertvorstellungen müssen wir gerade dann ertragen, wenn diese uns nicht gefallen. Will der Staat seine Grundwertvorstellungen durchsetzen und insbesondere Opfer vor nachlaufendem, die Opferstellung verfestigenden Zwang besser schützen, kann er Rechtsregeln optimieren und Straftaten durch intensivere polizeiliche Ermittlungsarbeit besser aufklären. Vor allem kann er Opfern bessere Hilfe anbieten. Mehr darf ein Rechtsstaat nicht tun – will er die Freiheit, die er verteidigt, nicht selbst verraten.

BECKENBAUER FOR PRESIDENT

„Ein Buch, in dem die Satire die Wirklichkeit überholt: Beckenbauer auf dem Höhenmarsch ins Schloss Bellevue – befüllt von Angela Merkels Traum einer gemischten Fußballmannschaft aus Männern und Frauen.“

HELLMUTH KARASEK

Wolfram Weimer, einer der profiliertesten Journalisten des Landes, entlarvt in seiner Realsatire den Politikbetrieb.



ISBN 978-3-86995-031-0 | € 12,99 (D) / € 13,40 (A) / Sfr 18,90 (CH)

QUADRIGA

wenn ein Kollege beim Leser die Lektürehingabe entfachte, die er selbst noch mit seinen klügsten Sätzen nie zu erwecken vermochte, er habe die Schwächen eines größeren Mannes, als ihm zukomme?

Immer einmal wieder wacht ein Kritiker auf und stellt erstaunt fest, dass Hesse ja ebenso gut schreibt wie Musil (nach der Veröffentlichung des „Vierten Lebenslaufs Josef Knechts“); dass er ja politisch hellsichtiger war als Thomas Mann (nach der Veröffentlichung ihres Briefwechsels); oder dass er wie kein zweiter Deutscher die klassische chinesische Philosophie durchdrungen hat und nicht nur dekorative „Chinoiserien“ hinstellte (nach der Veröffentlichung von Adrian Hsias Studie „Hesse und China“); ebenso, dass er zeitweilig ein unfehlbares Näschen für große Literatur besaß (der Vierzigjährige entdeckte als einer der ersten Deutschen die Größe von Kafka und Proust, der Achtzigjährige die von Frisch, Arno Schmidt und Peter Weiss). Aber ein paar Monate später ist das alles vergessen, und das alte Klischee vom Autor für Jugendliche kriecht wieder hervor.

Angesichts von so viel Gegenwind muss man wohl, mit Harold

rupt einsetzend, in einem Allegro, das den Leser sozusagen im Vorbeirollen mit auf den Wagen hebt, ohne viele Umstände zu machen:

„Manchmal handeln wir, gehen aus und ein, tun dies und das, und es ist alles leicht, unbeschwert und gleichsam unverbindlich, es könnte scheinbar alles auch anders sein. Und manchmal, zu anderen Stunden, könnte nichts anders sein, ist nichts unverbindlich und leicht, und jeder Atemzug, den wir tun, ist von Gewalten bestimmt und schwer von Schicksal.“

Hesse schert sich nicht darum, einen Fiktionsraum aufzubauen, es geht um eine autobiographische Anekdote und ihre geistige Einordnung. „Als ich elf Jahre alt war, kam ich eines Tages von der Schule her nach Hause...“ geht es denn auch unvermittelt weiter, es lohnt aber, noch eine Sekunde bei dem ersten Satz zu verweilen, der Hesses unauffällige Kunst schön demonstriert. Die dialektische Situation wird eben nicht einfach zweimal im selben Stil repliziert, sondern gespiegelt wie der „Krebs“ in der Zwölftonmusik, in einer umgekehrten Reihenfolge der Adjektive und Betonungen. Liest man den Absatz laut, stellt man fest, man be-